

HEYNE <

DAS BUCH

Mit seinen internationalen Bestsellern »Terror« und »Die Hyperion-Gesänge« hat Dan Simmons eindrucksvoll unter Beweis gestellt, dass es ihm wie kaum einem anderen Schriftsteller gelingt, historische und phantastische Stoffe zu gewaltigen Epen zu formen. Auch in den in diesem Band gesammelten Erzählungen wird diese Kunst deutlich: Die Geschichte eines Mannes, der wortwörtlich in die bizarre Phantasiewelt eines jungen Mädchens gerät; die Geschichte einer Raumschiffbesatzung, die in den Tiefen des Alls auf Schmetterlinge stößt; die Geschichte der Menschen des Jahres 3001, die auf ihre letzte Reise warten; die Geschichte dreier irdischer und eines außerirdischen Bergsteigers, die gemeinsam den K2 erklimmen; die Geschichte des Astronauten, der die Wahrheit über das russische Raumfahrtprogramm erfährt ...

Fünf preisgekrönte Erzählungen von einem der bedeutendsten Autoren der Gegenwart – in denen Dan Simmons unter anderem in das Universum von »Die Hyperion-Gesänge« zurückkehrt und die Grundlage für seine Zukunftssaga »Ilium« legt.

DER AUTOR

Dan Simmons wurde 1948 in Illinois geboren. Er schrieb bereits als Kind Erzählungen, die er seinen Mitschülern vorlas. Nach einigen Jahren als Englischlehrer machte er sich 1987 als freier Schriftsteller selbstständig. Sein zuletzt erschienener Roman »Terror« über die legendäre Polarexpedition John Franklins stand monatelang auf den Bestsellerlisten. Simmons lebt mit seiner Familie in Colorado, am Rande der Rocky Mountains.

Im Wilhelm Heyne Verlag sind von Dan Simmons außerdem erschienen: *Sommer der Nacht*, *Im Auge des Winters*, *Die Hyperion-Gesänge*, *Ilium*, *Olympos*, *Kinder der Nacht*, *Terror*.

DAN SIMMONS

HELIX

Erzählungen

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der amerikanischen Originalausgabe
WORLDS ENOUGH & TIME
Deutsche Übersetzung von Jürgen Langowski



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Überarbeitete Neuauflage 6/08
Copyright © 2002 by Dan Simmons
Copyright © 2008 der deutschen Ausgabe und der Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
www.heyne.de
Printed in Germany 2008
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-52444-6

INHALT

Einleitung

7

Auf der Suche nach Kelly Dahl

17

Die verlorenen Kinder der Helix

105

Der neunte Av

203

Mit Kanakaredes auf dem K2

253

Das Ende der Schwerkraft

333

EINLEITUNG

»Ganzheit; alles andere ist Öde und Trostlosigkeit.«

Mit diesem Satz beginnt und endet »Daniel Martin« von John Fowles. Es ist einer meiner Lieblingsromane, den ich freilich vier- oder fünfmal lesen musste, ehe ich die volle Bedeutung dieses Satzes erfassen konnte – nicht nur in Bezug auf den Roman selbst, sondern auch als *cri de cœur*, der als Mahnung an alle Schriftsteller und Künstler aus dem Herzen der Kunst selbst zu kommen schien. In der vorletzten Szene von »Daniel Martin« wird der Titelheld mit diesem Befehl konfrontiert, als er den Blick des alten Rembrandt sieht. Kompromisslos brennt auf einem der letzten Selbstporträts des Meisters die Kraft in den betagten Augen. Auch mich hat der Anblick eines Selbstbildnisses von Rembrandt wie ein Hammerschlag getroffen, und auch ich bin der Ansicht, dass hier sowohl die letzte Frage als auch die letzte Antwort zur schöpferischen Suche des Künstlers festgehalten sind.

Eigentlich schätze ich es nicht, wenn man mich durch Einführungen darauf vorbereiten will, ein besseres Verständnis für ein fiktives Werk zu bekommen. Ich lese Einleitungen zwar ganz gern, bin aber gleichzeitig auf der Hut. Für viel zu viele gilt das, was John Keats über schlechte Dichtung sagte: »Man spürt die Absicht uns gegenüber – und wenn wir dem Verfasser nicht beipflichten, schiebt er

die Hände in die Hosentaschen.« Als Autor bin ich der Ansicht, dass eine Erzählung – wie die Kunst ganz allgemein – für sich stehen und nur für sich selbst genommen beurteilt werden sollte. Man sollte sie nicht mit hohlem Wortgeklänge retuschieren oder rechtfertigen müssen.

Und doch ...

Da ich Leser und Autor zugleich bin, gefällt es mir, wenn die Geschichten meiner Lieblingsautoren durch Einleitungen in einen Kontext gestellt werden. Mein Freund Harlan Ellison sagte einmal: »Alle raten mir, eine Autobiografie zu schreiben. Ich antworte ihnen: ›Ich habe sie in jeder Geschichte, die ich veröffentliche, in Stückchen und Bröckchen in den Einleitungen, längst geschrieben.« Ich verspüre zwar nicht den Drang, eine Autobiografie zu schreiben, aber ich muss gestehen, dass ich Harlans mitreißende, aufschlussreiche Einführungen liebe, ja dass ich mich an einige dieser Texte sogar noch erinnern konnte, als ich die Einzelheiten der Geschichten, zu denen sie gehörten, längst vergessen hatte.

Im Gegensatz zu Performance-Künstlern, die ihr Publikum überall finden – etwa in den Benutzern eines Aufzugs oder den Gästen eines Restaurants –, trete ich in der Öffentlichkeit nicht in Erscheinung und habe auch nicht die Absicht, daran etwas zu ändern. In einer Zeit, in der die Privatsphäre missachtet wird und alle an rückhaltlosen Enthüllungen interessiert sind, wirke ich mit meinem Beharren auf Zurückgezogenheit altmodisch. Nein, ich *bin* damit altmodisch. »Sagen Sie nichts, ich werde auch nicht fragen« – das könnte meine Haltung zu einem großen Teil der Welt beschreiben, die vieles viel zu schnell offenbart.

Doch als Romanautor, der ab und an auch Kurzgeschichten veröffentlicht, habe ich die Mauern meiner Pri-

vatsphäre längst bewusst niedergerissen. »Schriftsteller treiben ihre Dämonen selbst aus«, sagte Mario Vargas Llosa einmal, und das Gegenstück zu dieser Maxime ist Henry James' Bemerkung, die Gegenwart des Autors sei wahrnehmbar »auf allen Seiten all seiner Bücher, aus denen er sich so eifrig zu tilgen suchte«.

So ist vielleicht das Herstellen eines Kontextes die einzige Rechtfertigung für Einführungen, wie sie in dieser Sammlung erscheinen. Womöglich sind Einleitungen aber auch einfach nur ein Ausdruck guter Manieren, so wie man »Hallo« zu anderen Wanderern sagt, denen man hier in den Rocky Mountains, wo ich lebe, begegnet. Wenn man es richtig macht, beeinträchtigt der Gruß nicht die Landschaft und die Einsamkeit, welche die wahren Gründe sind, um hier zu wandern – und wenn man es richtig macht, stört eine Einführung den Leser auch nicht beim Lesen der Geschichte.

Die fünf Erzählungen in diesem Band sind in einer Zeit entstanden, in der der Autor deutliche, aber nicht unbedingt äußerlich sichtbare Veränderungen durchgemacht hat. Man möchte an Dante denken, der in der »Göttlichen Komödie« den Abschnitt über die Hölle folgendermaßen beginnen lässt:

*Auf halbem Weg des Menschenlebens fand
Ich mich in einen finstern Wald verschlagen,
Weil ich vom rechten Weg mich abgewandt.
Wie schwer ist's doch, von diesem Wald zu sagen,
Wie wild, rau, dicht er war, voll Angst und Not;
Schon der Gedank erneuert noch mein Zagen.*

*Nur wenig bitterer ist selbst der Tod;
Doch um vom Heil, das ich drin fand, zu künden,
Sag ich, was sonst sich dort den Blicken bot.*

Man könnte das für melodramatisch halten und die Ansicht vertreten, dass nicht sehr vielen Menschen eine Führung in und durch den neunten Kreis der Hölle angeboten wird – aber genau dort landen natürlich die meisten früher oder später. Viele – wenn auch nicht alle – haben das Glück, an Satans behaarten Schienbeinen hinunterklettern zu können (oder hinauf, weil er im eisigen neunten Kreis kopfüber begraben liegt), um wieder herauszukommen, und wenn sie auf dem Weg nach oben schon nicht durchs Fegefeuer ins Paradies gelangen, so doch wenigstens ins Licht eines gewöhnlichen Arbeitstages.

Ich hätte da einen Vorschlag. Falls Sie sich einmal in dichtem Gehölz wiederfinden, an einem Ort, an dem die einfachsten Dinge schiefgehen (was heißt, Ihr ganzes Leben gerät aus den Fugen), dann empfehle ich Ihnen, genügend Geld für ein paar Monate Therapie zusammenzukratzen. Wenn Sie das Geld dann haben, pfeifen Sie auf die Therapie und fliegen stattdessen zur Insel Maui. Fahren Sie zur fast unbewohnten Nordostküste und mieten Sie in der Nähe des Dorfes Hana (800 Einwohner) ein kleines *hale*. Wenn Sie dort sind, essen Sie hauptsächlich Reis und Gemüse, schlafen mit dem Rauschen der Brandung ein und erwachen vor der Morgendämmerung davon, dass der »weiße Regen von Hana« aufs Blechdach trommelt. Sie wandern viel, zeichnen ein bisschen, schreiben ein wenig (falls Ihnen das liegt) und hören Musik, soweit es Ihre Stimmung erlaubt. Der Waianapanapa State Park in der Nähe von Hana

ist ein großartiger Ausgangspunkt für Wanderungen an der Küste – entweder nach Süden in Richtung Hana Town oder, noch interessanter, einige Meilen nach Norden bis zum kleinen Flugplatz von Hana. Wenn Sie sich vom Dorf entfernen, sollten Sie aber vorsichtig sein, denn der alte hawaiische »befestigte Wanderweg«, der am kahlen, vulkanischen Strand verläuft, ist keineswegs befestigt und stellenweise nicht einmal mehr als Weg zu erkennen. Der Wanderer muss über Blaslöcher springen und sich unter hohen Klippen an der donnernden Brandung im Geröll seinen Weg suchen. Ich übertreibe nicht, es ist wirklich eine bezaubernde Gegend – wunderschön mit dem milden Regen und den darauf folgenden Regenbogen, die sich über die grünen Hänge von Haleakala spannen. Sie werden garantiert auf andere Gedanken kommen.

Fünf Tage sollten reichen, eine Woche wäre noch besser.

Die längeren Geschichten, die Sie in dieser Sammlung finden, müsste man wahrscheinlich als Novellen bezeichnen, aber mir war nie so recht klar, von welchem Umfang an diese Bezeichnung gilt, deshalb nenne ich sie einfach »längere Geschichten«. Es gibt keine übergreifende Architektur, wohl aber einige gemeinsame Themen, die immer wieder auftauchen.

Wenn Autoren über ihre Themen reden, werden sie oft anmaßend. Ich will mich also lieber jetzt schon entschuldigen, falls die folgenden Kommentare diesen Eindruck erwecken sollten. Früher oder später muss freilich jeder mal über sein Handwerk reden – und wenigstens seinen Ehrgeiz beschreiben, ohne deshalb unbedingt über vollbrachte Leistungen zu schwadronieren.

Im Idealfall sollten die hier versammelten Geschichten (genau wie meine Romane) den Gedanken des *niwa* verwirklichen, was die Elemente des *fukinsei*, *kanso*, *koko*, *datsuzoku*, *seijaku* und *shibui* einschließt. All diese Elemente müssten durch die Resonanz von *wabi* und *sabi* verstärkt werden. Das scheint nicht immer der Fall zu sein, aber ich betrachte es zumindest als mein Ziel.

Vor einigen Jahren bin ich mit einem Freund nach Japan und in andere Regionen Asiens gereist. Angeblich, um für einen Roman zu recherchieren (die Recherchen ergaben schließlich, dass ich den Roman besser nicht schreiben sollte), in Wahrheit aber, um Zen-Gärten zu besuchen.

Das japanische Wort für Garten lautet *niwa*, doch es bedeutet auch »reiner Ort«. Wie beim Betrachten von Kunstwerken ist ein gewisses Maß an Vorbildung notwendig, wenn man einen Zen-Garten oder einen Moosgarten oder irgendeinen anderen japanischen Garten in sich aufnehmen möchte. Etwas sehr Einfaches kann viel mehr bedeuten, als man auf den ersten Blick zu erkennen vermag: Geharkter Kies könnte das Meer symbolisieren, ein Stein eine Insel mit Millionen Einwohnern, ein einfacher Strauch alle Wälder.

In diesen Gärten und, wie ich glaube, in zunehmendem Maße auch in meinen fiktiven Werken wirkt als steuerndes Element das *fukinsei* – die Ansicht, dass jenes Prinzip, welches das Gleichgewicht einer Komposition bestimmt, stets asymmetrisch sein sollte. Ein wenig bekannter Aspekt der Ästhetik scheint der zu sein, dass alle Menschen, ob sie es nun wissen oder nicht, bei Blumengebinden, bei der Zusammenstellung von Fliesen für eine Wohnung, in der Architektur, in der Kunst und in der Fiktion entweder Symmetrie oder Asymmetrie bevorzugen. Menschen aus westlichen Kultu-

ren neigen zur Symmetrie, die manchmal sogar sehr rigide sein kann; die Elemente eines japanischen Gartens sind, der fernöstlichen Ästhetik entsprechend, eher asymmetrisch angeordnet. Auch ich glaube, dass das Leben nicht ganz so symmetrisch ist, wie wir es gerne hätten.

Nachdem ich fast zwei Jahrzehnte lang in diesem Beruf tätig bin, stelle ich fest, dass meine Arbeiten nun wieder Themen wie Liebe und Verlust aufgreifen, während die handwerkliche Seite mehr und mehr zu einer Suche nach *kanso* (Einfachheit) gerät. Der Bruder *koko*, der freilich kein Zwilingsbruder ist, lässt mich nach Strenge und Reife streben. So kehre ich zum Wesentlichen zurück und ehre, was ehrenswert ist. Was den Stil angeht, lese ich zwar gern Michael Oondatje oder lyrische Prosa nach Art von Nabokov, doch würde ich für mich, wie der Gärtner in Nara, eher *shizen* wählen – die Natürlichkeit, die durch bewussten Verzicht auf jede Verstellung entsteht. Manchmal kann man diese Schlichtheit erreichen, wenn man *seijaku* findet – man entscheidet sich für das Schweigen statt für den Lärm, für die Ruhe anstelle von Aufregung.

Manchmal aber auch nicht.

Shibui, *wabi* und *sabi* sind komplexe Ideen, die ich als Ziele weder in mein Leben noch in meine Erzählungen zu übertragen vermochte. Andererseits kann ich mich ihnen aber auch nicht völlig verschließen, und so tauchen sie häufig als eine Art von Besessenheit in meinen Werken auf. *Wabi* dreht sich um die dem Zen gemäße Einsicht, dass zusammen mit der Blüte auch das Vergessen einsetzt. Der Zen-Garten Ryoanzi wird dreimal täglich geharkt, um die von den Bäumen fallenden Blütenblätter vom Boden zu entfernen, doch die Vollkommenheit des mit Stein und Kies

gestalteten Gartens findet sich gerade in jenen lästigen Blättern, gerade in jenen willkürlichen, aber unausweichlichen Begegnungen mit der sterbenden Schönheit, die mit der Harke beseitigt wird. Es erinnert uns daran, dass uns etwas Unersetzliches geraubt wird, noch während wir das Leben und die Schönheit preisen. *Sabi* ist die Entdeckung der Schönheit in der Patina der Zeit, in den Flechten auf dem Stein, im verwitterten umgestürzten Baum, und gemahnt uns daran, dass die Zeit milde mit den Dingen, aber unermesslich grausam mit uns Menschen umgeht. In unserer Lebensspanne mögen wir viele Welten sehen, doch wir haben nicht genügend Raum, um sie auch alle zu erleben. Zeit ist das einzige Geschenk, das uns alles nimmt – uns jeden Menschen raubt, den wir lieben –, wenn wir es im Übermaß bekommen. Die Erkenntnis, ja vielleicht sogar die Würdigung des *sabi* – jenes ersten Anflugs von Vergessen, der schon kommt, wenn wir noch die Menschen und Dinge festhalten, die wir lieben – ist ein wichtiger Aspekt in mehreren Geschichten dieser Sammlung.

Manch einer von uns ist womöglich auch auf das Wort *shibui* gestoßen, auf diesen fast unübersetzbaren Begriff, der einerseits den guten Geschmack meint, andererseits und im wörtlichen Sinne aber auch die bittere Schärfe bezeichnet, die man schmeckt, wenn man in eine unreife Dattelpflaume beißt. Dies entspricht meiner eigenen Erfahrung mit der Natur – ich preise ihre Schönheit und Vielfalt und versuche, dem Drang zu widerstehen, allzu sentimental zu werden. Meiner Ansicht nach leben wir in einem Zeitalter, das nicht nur von überzogener Sentimentalität, sondern auch von einer infantilen Unreife geprägt ist. Wir wollen nicht anerkennen, dass es Dinge gibt, die ihrem Wesen nach we-

der süß noch wohltuend sind, oder dass es hier und da auch mal einen sauren Geschmack geben darf, der die Reinheit des Kerns umso süßer erscheinen lässt. Meine mädchenhafte Prophetin Kelly Dahl versucht, ihrem früheren Lehrer diese Schärfe zu vermitteln, und es ist vielleicht auch ein Teil der nicht ausformulierten Botschaft, die von Kanakaredes und seinen Krippenbrüdern zur Erde gebracht wird. Ich weiß, dass es die zentrale Botschaft Aeneas ist, der widerwilligen Erlöserin, die in »Die verlorenen Kinder der Helix« das Universum der Menschen prägt.

Yugen erfordert großes Einfühlungsvermögen und baut eher auf Andeutung als auf Offensichtlichkeit. Wenn man das mit dem Prinzip des *datsuzoku* verknüpft – einer Weltfremdheit, die nichts mit Exzentrizität zu tun hat, sondern mit einer Transzendierung des Konventionellen auf eine Weise, die über den Horizont jedes konformistischen Rebellen weit hinausgeht –, dann entsteht in einem fiktiven Text ein Element von Fremdartigkeit, das nach Ansicht des Kritikers Harold Bloom ein Wesensmerkmal aller die Zeiten überdauernden Literatur ist, sei es nun Shakespeare, Jane Austen oder John Fowles.

Begleiten Sie mich also in den Zen-Garten. Wir werden das Feuer in Gestalt eines Steins oder einer eisernen Laterne sehen. Die Erde in Gestalt eines Steins. Wasser, Luft, Pflanzen und Tiere in ihrer wahren Gestalt. Wasser wird stets vorhanden sein, sei es nur angedeutet oder in einer eleganten Kaskade von Regentropfen, die eine Kette von Wasserfällen herunterstürzen.

Der Weg durch den Garten, der *roji*, ist eher Philosophie als Stein. Jeder Schritt soll den Besucher vom Spiegel der

vergänglichen Welt losreißen und deren Gegenteil näher bringen. Die Steine des *roji* sind absichtlich in ungleichen Abständen gelegt, wie es dem Prinzip des *fukinsei* entspricht – damit der Blick auf den Boden gerichtet bleibt und nichts für gegeben genommen wird. Es gibt größere Steine, auf die man sich stellen kann, um einen Überblick zu gewinnen. Dort kann der Besucher auch innehalten und über das meditieren, was er gesehen oder übersehen hat.

Wenn wir einen Zen-Garten in seiner Ganzheit erfassen wollen, brauchen wir auch ein Gefühl für *yugen* – das ist die Vorliebe des Zen-Gärtners für halb verborgene Dinge, für Bereiche, die absichtlich unklar angelegt sind, für die Regionen, wo es Schatten gibt. Und wir brauchen auch ein Auge für die Ganzheit, die in gebrochenen Reflexionen im Wasser aufscheint, ein Gespür für die Schönheit der nur verschwommen enthüllten Formen und Bedeutungsebenen. Eine ähnliche Freude findet man in den Schatten des Mondes, der sich in einem Teich spiegelt, im Stein, in Mustern im Sand, in Symbolen, in den zarten Schatten des Bambus, der dicht im Mondlicht steht.

»Ganzheit; alles andere ist Öde und Trostlosigkeit.«

**AUF DER SUCHE
NACH KELLY DAHL**



Dies ist eine Geschichte über Liebe, Verlust, Betrug, Besessenheit und die Ängste im mittleren Lebensabschnitt – es ist, mit anderen Worten, eine ganz normale romantische Komödie.

»Auf der Suche nach Kelly Dahl« erschien zuerst bei OMNI-Online und wurde dann in High Fantastic abgedruckt, einer von Steve Rasnic Tem herausgegebenen Hardcover-Anthologie, in der alle in Colorado lebenden Autoren phantastischer Literatur Berücksichtigung fanden. Allerdings wurde die Geschichte für keinen dieser Märkte geschrieben; sie ist ohne konkreten Auftrag entstanden.

Eine eigenartige Reaktion auf diese Geschichte, der ich immer wieder begegnet bin, ist: »Gibt es wirklich eine Kelly Dahl?«

Nun, in gewisser Weise schon. Kelly Dahl ist der Name eines Campingplatzes am Peak to Peak Highway in Colorado, südlich von Nederland und nördlich der alten Bergbaustädte Blackhawk und Central City, die heute vom Glücksspiel leben.

Vor einigen Jahren habe ich mich im Wald in der Nähe von Kelly Dahl verlaufen. Ich bin ziemlich sicher, dass es das einzige Mal war, dass ich mich im Wald oder in den Bergen verirrt habe. Es war dumm, weil ich mich nur etwa eine Viertelmeile vom Campingplatz entfernt hatte, um von einem Höhenzug aus den Sonnenuntergang zu betrachten. Normalerweise kampiere ich weit entfernt von solchen Orten, weiche

mit meinem Rucksack den Menschenansammlungen aus. Als ich auf dem Rückweg eine Abkürzung zum Campingplatz nehmen wollte, lief ich mehrere Stunden in einem stockdunklen Kiefernwald herum. Ich hasse diese Kiefernwälder. Die Bäume werfen die unteren Äste ab, bis nur noch die Baumwipfel lebende Nadeln haben und das Sonnenlicht einfangen. Das Ergebnis ist ein Wald aus Telegrafmasten, die so dicht zusammenstehen, dass man kaum einen Weg hindurch findet – während das Dach droben den Himmel verdeckt. Sogar jemand mit einem einigermaßen guten Orientierungssinn wie ich kann sich verirren, wenn er sich durch die mit Kiefern bewachsenen Hügel einen Weg sucht.

Jedenfalls sage ich mir das.

Wie auch immer, nachdem ich mich etwa neunzig Minuten lang durch Unterholz und Drehkiefern gearbeitet hatte, fand ich eine Straße. Es war allerdings nicht der Peak to Peak Highway, die einzige Straße, die auf der Kontinentalscheide von Nord nach Süd verläuft. Es war stockdunkel, aber ich konnte mich nun wieder orientieren: Wenn ich dieser Zufahrtsstraße bergauf folgte, musste ich theoretisch irgendwann den Peak to Peak Highway erreichen. Ich beschloss, bei einem Bauernhaus anzuklopfen – dem einzigen Haus an dieser Straße – und zu fragen, ob der Kelly-Dahl-Campingplatz nördlich oder südlich der vermuteten Kreuzung mit dem Highway zu finden sei.

Es war ein Bumpus-Haus (wenn Sie Jean Shepherd gelesen oder die Filme gesehen haben, die auf seinen Büchern beruhen, dann wissen Sie, was ich meine). Verwittert, keine Farbe, kaputte Autos im Hof, mindestens zwei Außentoiletten, eine seitliche Veranda, die abgerissen worden war – vermutlich während eines Wutanfalls von einem der Hausbewohner –, das

Unkraut wucherte sechs Fuß hoch, und man konnte einen flüchtigen Blick auf graue Tiere erhaschen, die wie Opossums aussahen, nur dass sie größere Zähne hatten und zwischen den Schrottautos im Unkraut herumstrolchten ... Ein waschechtes Bumpus-Haus.

Hinter der geschlossenen Haustür und durch die zerfetzten Rollläden war ein Lichtschimmer zu sehen, und so beschloss ich, nach dem Weg zu fragen. Als ich erkannte, dass das Licht grün war, hätte ich es mir beinahe anders überlegt. Es war nicht das allgegenwärtige blaue Flackern eines Fernseher in einem dunklen Raum, sondern ein widerliches, schmieriges Grün, das pulsierte und flimmerte. Da lief kein moderner Fernseher, sondern es war ein Changieren wie aus einem Horrorfilm von Universal aus den Dreißigerjahren. Trotzdem ging ich weiter, stieg über die Betonblöcke, die früher mal die Veranda gestützt hatten, hob die Hand, um anzuklopfen ... In diesem Augenblick brach explosionsartig das wildeste und unwirklichste Knurren los, das ich je gehört hatte. Es kam nicht etwa aus dem Innern des Hauses, sondern von draußen – von hinten, von der Seite oder aus dem finsternen Kiefernwald. Vielleicht ... ja, vielleicht züchteten die Bewohner des Hauses Wolfshunde (was im ländlichen Colorado gar nicht so ungewöhnlich ist), und vielleicht hatten sie zehn davon im Haus und zwanzig im Hinterhof und noch einmal zwanzig im Garten und fünfzig weitere draußen im Wald. Damit hätte man das Knurren halbwegs erklären können.

Vielleicht.

Jedenfalls beschloss ich, auf die Wegbeschreibung zu verzichten und einfach weiterzugehen. Nein, eigentlich trabte ich sogar ein ganzes Stück, bis ich im Sternenlicht wieder auf der dunklen Straße stand. Nachdem ich vierzig weitere Minuten

gelaufen war und an der Kreuzung mit dem Peak to Peak Highway richtig geraten hatte, dass ich nach Süden abbiegen musste, sah ich den Kelly-Dahl-Campingplatz mit den verstreuten Kuppelzelten, den Lagerfeuern und den Gästen vor mir liegen. Ich weiß nicht, ob mir schon einmal irgendein Anblick willkommener war als dieser.

All das hat natürlich herzlich wenig mit dieser Story zu tun.

Eine der Liebesgeschichten, die in »Auf der Suche nach Kelly Dahl« eingebettet sind, dreht sich um die Liebe zum Lehren. Eine andere behandelt die Liebe zum Hochland von Colorado.

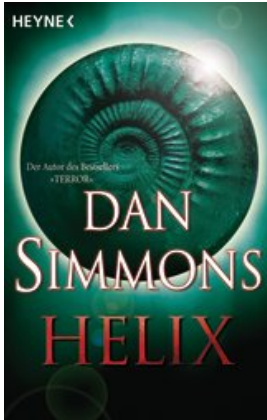
Nachdem ich 1974 nach Colorado umgezogen war, konnte ich ein Dutzend Jahre lang diese beiden Lieben in unserer alljährlichen »Eco-Week Experience« miteinander verbinden. Wir waren Lehrer, unterrichteten im sechsten Schuljahr und konnten für drei Tage und zwei Nächte die Kinder in die Berge mitnehmen. Die anderen beiden Tage dieser »Öko-Woche« wurden von Ausflügen zum Wasserreservoir der Stadt, zu einer Wasseraufbereitungsanlage und zum Klärwerk ausgefüllt – zu einem Ort mit dem Geruch des Unnahbaren.

Der Kern der Öko-Woche waren aber jene drei Tage und zwei Nächte im Camp St. Malo, einem altehrwürdigen katholischen Sommercamp etwa dreißig Meilen nördlich vom Kelly-Dahl-Campingplatz am schon erwähnten Peak to Peak Highway. Die meisten Schulen fuhren im Herbst dorthin, wenn die Blätter der Espen die schönsten Farben hatten. Einige weniger glückliche Schulen des Bezirks mussten im Mai fahren, wenn im Camp manchmal noch drei Fuß Schnee lagen. Das war den Sechstklässlern aber mehr oder weniger egal – so wie einige Lehrer freuten sie sich das ganze Jahr lang auf die Öko-Woche. Wir

haben die Kinder nicht einfach ins Camp gesetzt und gehofft, sie hätten eine schöne Zeit. Unsere wissenschaftliche Vorbereitung begann schon Monate vorher, und während unseres Aufenthalts führten wir Experimente durch – prüften den pH-Wert von Wasser und Boden, entnahmen Proben aus Baumstämmen, identifizierten Bäume auf Spaziergängen mit Augenbinden durch Geruch und Tastsinn, übten mit dem Kompass und lernten, uns zu orientieren, studierten die durch Gletscher gebildete Landschaft, suchten Eichhörnchenkobel, beobachteten Insekten mit Vergrößerungsgläsern, zeichneten die Erosion vom Granit des Pikes Peak über Kieselsteine bis hin zu Erdreich und Humus nach, beobachteten das Verhalten von höheren Tieren und Vögeln ... so in etwa müssen Sie sich das vorstellen.

Gott, wie ich die Öko-Woche geliebt habe! (Ein Jahr, nachdem ich den Lehrerberuf aufgegeben hatte, stellte der neue Bezirkspräsident, ein kurzatmiger Typ aus irgendeinem Kaff in Wyoming, die Öko-Woche ein, die sechzehn Jahre lang für die Sechstklässler der Höhepunkt der Schulzeit gewesen war – angeblich, weil sie zu teuer war. Dann musste der Mann wegen eines Sexskandals aus dem Verkehr gezogen werden, und der Bezirk war gezwungen, ihn mit mehr als 200.000 Dollar abzufinden, nur um ihn loszuwerden. Aber die Öko-Woche wurde nicht wieder eingeführt.)

Sie werden meine Liebe zum Lehrerberuf in »Auf der Suche nach Kelly Dahl« wiederfinden, auch meine Liebe für das Lehren ökologischer Zusammenhänge – aber noch wichtiger als meine Liebe für das Lehren ist meine Liebe für das Lernen: das Erlernen wissenschaftlichen Denkens. Die Szene, in der Kelly Dahl die Klasse dazu bringt, den Mund zu halten und der Natur zu lauschen, hat sich auf die eine oder andere Weise tatsächlich bei allen unseren Öko-Wochen zugetragen.



Dan Simmons

Helix

Taschenbuch, Broschur, 400 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-52444-6

Heyne

Erscheinungstermin: Mai 2008

Dan Simmons erschafft die fantastischen Mythen unserer Zeit

Mit „Helix“ legt Dan Simmons, der Autor des Bestsellers „Terror“, fünf preisgekrönte Erzählungen vor, die zum Besten gehören, was die SF in den letzten Jahrzehnten hervorgebracht hat. Darunter eine Rückkehr in das Universum von „Die Hyperion-Gesänge“ und jene Geschichte, die den Grundstein für sein Zukunftsepos „Ilium“ legte. Diese Geschichten werden Sie nicht mehr loslassen!